

Nr. 219. Bromberg, den 26. September. 1934



(6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Als Charly ihr Glas niedersetzte, griff er nach den hübschen Fingern und betrachtete sie.

Der Page trug keinen einzigen Ring. Hatte diese verflixte, kleine Lilli ihren Verlobungsring in die Westentasche ihres blauen Wamses gesteckt?

„Schämst du dich nicht, so nackt herumzulaufen, Mädel?“ mahnte Traß doppeldeutig.

„Nackt. Was fällt dir denn ein, Herr Pater? Ich habe doch mehr an, als die meisten Mädchen auf diesem Ball!“

„Ich meine die Hände. Du trägst keinen Ring.“

„Ich besitze keinen. Laß meine Hände los, Mönch! Du benimmst dich wie eine Handleserin.“

„Ich verstehe etwas von der edlen Kunst der Chiromantie. Eine Zigeunerin lehrte sie mich. Sie war meine Amme.“

„Puh, wie romantisch. Und wahrscheinlich Schwindel, wie alle Romantik!“

Na, das war ja ein verblüffender Ausspruch für eine junge Dame, die ihr eigener Bräutigam als romantische Natur bezeichnet hatte! Der gute Klaus schien seine Braut sehr wenig zu kennen!

„Es ist kein Schwindel“, widersprach Traß ernsthaft. „Ich kann in deinen Händen lesen, wie in einem Buch, Page.“

„Dann sage mir die Zukunft voraus, allwissender Mönch.“

„Ich will mich an die Vergangenheit und die Gegenwart halten, damit du siehst, daß ich dich durchschaue.“

„Hm, das klingt bedrohlich, ehrwürdiger Vater!“

„Nenne mich nicht ehrwürdiger Vater!“

„Weshalb nicht?“

„Weil es nicht auf mich paßt. Ich bin ein junger Mann und von Ehrwürdigkeit und Väterlichkeit weit entfernt.“

„Aber Bruder soll ich auch nicht zu dir sagen!“

„Nein, denn ich will nicht dein Bruder sein!“

„Aber — —“

Charly Mendel stockte.

Das Benehmen des Unbekannten war plötzlich so sonderbar. Seine Augen sahen sie brennend aus den Schlitzen der Maske an. Seine Hände, welche die ihren hielten, zitterten. Sie versuchte, ihre Finger fortzuziehen, aber Traß hatte sich schon wieder in der Gewalt. Seine Stimme klang streng, als er sagte:

„Jetzt will ich meine Sehergabe beweisen. Halte die Pfötchen still, Page! Ich sehe, daß du ein eigenwilliges, verwöhntes, kleines Luxusgeschöpf bist. Du bist verzogen und voller Launen. Dein Herz ist ausgefüllt von deinem eigenen kleinen Ich. Ein Mann liebt dich von Herzen. Er arbeitet nur für dich, aber er ist viel zu gut für dich, du Katze.“

„Donnerwetter!“ rief der Page überrascht und versuchte, seine Hände zu befreien.

„Stillhalten!“ befahl Traß. „Du mußt die Wahrheit hören.“

„Deine Wahrheit ist Schwindel, Mönch.“

„Nein, nur unangenehm zu hören. Du quälst den Mann, der dich liebt, mit kleinlichen Dummheiten. Weil du hübsch und reich bist, glaubst du — —“

Charly Mendel war aufgesprungen.

Kein Zweifel, dieser Mann verwechselte sie!

Er verwechselte sie mit dem Mädchen, das er liebte und mit dem er verlobt war. „Nackt“ hatte er ihre Hand genannt. Also hatte er nach dem Verlobungsring dieses Mädchens gespäht, dem er unter dem Schutze der Maske die Wahrheit sagen wollte, weil sie ihm wehgetan hatte.

Ihr Mönch war ein liebender Mann, der Verlobte einer anderen!

Charly spürte einen schmerzlichen, kleinen Stich im Herzen.

Sie hatte ihre Hände jäh an sich gerissen und hielt sie über dem blauen Wams an die Brust gedrückt.

„Ich — ich will gehen“, stammelte sie und sah Traß an.

Alle Schelmerei war aus den hübschen Augen Charlys gewichen. Sie sah traurig und erschrocken aus.

Auch Traß hatte sich erhoben.

Auf seinen Energieanfall folgte prompt der Rückschlag.

Er starrte auf Charlys Hände. Wie fein die zarten Finger aussahen. Wie glücklich war Klaus Steffen, und welch ein vertrackter Esel war er selber!

Wie war er nur auf den blödsinnigen Einfall gekommen, mit diesem entzückenden jungen Geschöpf so eine Art der Widerspenstigen Zähmung aufzuführen? Er war einfach ein Tölpel. Und Klaus Steffen ein Narr. Der nannte dies liebe Mädchen sein eigen und ging hin und baute Kintöppe, anstatt gehorsam alle Tage zu tun, was der zierliche Page befahl.

Und glücklich zu sein, daß er's tun durfte!

Er machte einen Schritt auf das Mädchen zu — und dann geschah es.

Einmal wollte er Lilli Evers umarmen. Einmal wollte er das Mädchen küssen und dann seinen Verrat büßen. Fortfahren wollte er dann und wieder den Erdball durchstreifen, zehn, zwanzig, hundert Jahre!

Der blaue Page lag in Traß' Armen, fühlte die Lippen des Mannes in einem heißen Kuß und bildete sich ein, er sei jenes launische, verwöhnte, eigenwillige Mädchen, das kein Herz, aber viel Geld hatte!

In diesem Augenblick wurde der Vorhang der Loge zur Seite gerissen.

Ein Schrei aus zorniger Männerkehle trennte die beiden und eine wütende Stimme schrie:

„Zum Teufel, was soll das heißen!?“

In der Logentür stand Klaus Steffen. Er trug einen Domino über dem Frack. Die Maske hatte er zur Stirn hinaufgeschoben. Sein Gesicht war weiß vor Wut.

„Ich ersuche um eine Erklärung“, sagte er schneidend.

Traß riß sich zusammen.

„Gestatte, daß ich die Dame hinausführe?“ sagte er und nahm die Maske ab.

„Nein!"

Klaus packte seine vermeintliche Braut am Arm.

„Schämst du dich nicht?" schrie er und riß dem blauen Pagen die Larve herunter.

Dabei ging auch das Samtbarett flöten. Ein hübscher braunhaariger Mädchenkopf kam zum Vorschein, der Traß und Steffen fremd war. Über das Gesichtchen lief ein Lachen, das den Schrecken verwischte.

„Ich glaube hier liegt ein Irrtum vor", rief der Page, machte sich die Verblüffung der beiden zunutze und entfloh.

„Wer war die Dame, Herrmann?" stotterte Klaus.

„Weiß ich nicht, aber du bist ein Kamel!"

Damit bekam der verdutzte Architekt einen Stoß vor die Brust, und Traß setzte hinter dem Pagen her. Steffen sank auf einen Stuhl und schenkte sich ein Glas Sekt ein.

So fand ihn Traß, als er nach einer Weile zurückkehrte.

„Sie ist fort", keuchte er. „Sie muß mit der Geschwindigkeit eines Wirbelwindes in die Garderobe gelaufen, ihre Sachen genommen und davongestürzt sein. Es war kein Faden mehr von ihr zu sehen. Ich könnte mich ohrfeigen und dich dazu."

„Entschuldige, Traß, ich glaubte wahrhaftig, es sei Lilli."

„Das habe ich auch geglaubt. Bist du kamst und ihr die Maske abrissest."

„Aber, zum Donnerwetter, trotzdem hast du —"

„— sie geküßt! Jawohl! Ich habe mich einen Schurken, einen Verräter, einen Hundsfott genannt, aber ich habe sie geküßt. Weil ich mich nämlich Hals über Kopf in sie verliebt habe. Ich habe sie als Lilli Evers geküßt, und wenn du dich nun übers Schnupftuch mit mir schießen oder boxen willst, kannst du das Vergnügen haben."

„Aber es war ja gar nicht Lilli", sagte Klaus Steffen kläglich.

„Gott sei Dank, nein Ich bin verdammt froh darüber, mein Junge."

„Wer war's denn?"

„Ich habe dir schon einmal gesagt, daß ich es nicht weiß. Und darüber bin ich verdammt unglücklich. Aber ich werde es herausfinden, und wenn ich die ganze Stadt umkrempeln soll."

„Das wird 'ne schwere Arbeit werden, Herrmann", grinste Steffen schadenfroh.

„Vielleicht auch nicht!"

Traß fingerte an seinem Mönchsgewand herum. In der Innentasche steckte die Tüte „Madame Georgette, Modes", die er der Garderobenfrau entrissen hatte, als sie diese wegwerfen wollte. Der blaue Page hatte sie auf seiner Flucht zurückgelassen.

„Madame Georgette, Modes" mußte doch wissen, an wen sie blauseidene Pagengewänder verkauft hatte, zum Deubel noch mal!

Aber das brauchte man diesem grinsenden Steffen ja nicht auf die Nase zu binden!

„Was hast du eigentlich hier zu suchen?" fuhr Traß den Freund an. „Du hast mir doch versprochen, daheim zu bleiben und meine Kreise nicht zu stören. Statt dessen tauchst du hier auf wie aus der Versenkung und machst dich unnütz."

Steffen erzählte von dem Anruf des Generaldirektors Scholl und von der Sitzung mit den Herren der „Fifa"-Filmgesellschaft.

„Wahrscheinlich säße ich jetzt noch dort und müßte mir über allerlei Änderungen in den Bauplänen den Kopf zerbrechen. Zufällig aber erwähnte Direktor Scholl den Maskenball und sagte, daß er sich für eine Stunde dort sehen lassen müßte. Worauf ich höchst diplomatisch einflocht, daß ich meine Braut auf den Ball begleiten wollte, mir aber die Sitzung dazwischengekommen sei. Als Fräulein Scholl das hörte, bestand sie darauf, daß die Sitzung morgen fortgesetzt werde, ich aber sogleich zu meiner Verlobten gehen soll. Und da bin ich."

„Eine sehr einsichtige Dame, dieses Fräulein Scholl", zwinkerte Traß.

„Magda Scholl ist ein famoses Mädel. Sie ist selbst eine sehr gute Architektin. Ihr Fach sind Bauten für den Film. Lilli kann sie leider nicht leiden."

„Aber das ist ja famos!"

Steffen sah den Freund verdutzt an.

„Deine Braut kann Fräulein Scholl nicht leiden, weil sie eifersüchtig ist — und wer eifersüchtig ist, der liebt."

„Herrmann, ich hoffe du hast recht. Und nun laß uns Lilli suchen. Es muß zwei blaue Pagen auf dem Ball geben, anders ist die Verwechslung nicht möglich."

„Auf, laß uns den Pagen Nummer zwei suchen!"

Die Freunde stießen an und der Klang der Gläser übertönte das Rascheln eines Seidenkleides in der Nebenloge.

5.

In der Nebenloge hatte Grit von Lingen gesessen.

Sie war allein.

Seit Lilli Evers Auftauchen hatte sich Varescu ausschließlich der Freundin gewidmet. Grit hatte aufs Tanzen verzichtet. Angeblich meldete sich eine alte Sehnenzerrung von einem Skiunfall. Lilli und Varescu tanzten fast jeden Tanz zusammen. Und wenn sie nicht tanzten, fuhren sie Karussell oder Rutschbahn. Grit aber blieb auf dem Posten.

Mit an die Wand gepreßtem Ohr hatte sie die Vorgänge in der Loge elf belauscht. Vieles war ihr entgangen, aber die Hauptsache hatte sie verstanden: Lillis Verlobter war auf dem Ball und suchte nach seiner Braut. Er kannte ihr Kostüm zwar nicht, aber man mußte Vorkehrungen treffen, daß er nicht durch Zufall mit ihr zusammentraf.

Als Traß und Steffen die Loge verließen, streifte eine Dame im historischen Kostüm an ihnen vorüber und begab sich ins Parkett.

Der Tanz war gerade zu Ende. Grit trat auf den weißseidenen Maharadscha und die Russin zu.

„Wir wollen in die Bar gehen", sagte sie rasch, Varescu einen bedeutsamen Blick zuwerfend. „In der Loge dreizehn hat eine Gesellschaft Platz genommen, die schrecklich lärmt. Offenbar sind die Leute nicht mehr ganz nüchtern, eine höchst peinliche Nachbarschaft."

Die Bar befand sich in den entlegensten Räumen des Kaisersaales.

Varescu führte Lilli am Arm und plauderte mit ihr. Grit ging ein paar Schritte voraus.

In der Bar bestellte man Mixgetränke und Grit raunte Varescu zu:

„Achtung! Der Bräutigam ist aufgetaucht und sucht das Mädel. Wir müssen jetzt handeln."

Varescu gab ein unmerkliches Zeichen des Einverständnisses.

Er unterbrach keinen Augenblick lang seine Unterhaltung mit Lilli, die in der Hauptsache aus Komplimenten bestand. Schmeicheleien konnte Lilli pfundweise vertragen. Sie hörte es gern, daß ihre Hände die kleinsten der Welt, ihre Gestalt bezaubernd und ihr Blondhaar köstlich war.

Hinter Lilli saß ein Herr im roten Domino, der einen Sherry Cobbler schlürfte und in einem Notizbuch schrieb. Man konnte sein vergnügtes Jungengesicht sehen, denn seine Maske baumelte ihm um den Hals.

„Schlagsahne!" sagte der rote Domino plötzlich laut in die süßen Lobreden Varescus hinein.

Lilli wandte sich um und dankte Gott, daß sie die Maske noch trug: Sie starrte in Peter Schotts grinsendes Gesicht. Sie hatte den Journalisten häufig bei Fräulein von Perkeit gesehen, und es lag ihr nichts daran, daß Schott sie hier erkannte.

„Schlagsahne!" wiederholte Schott vergnügt.

„Wünschen Sie an unserer Unterhaltung teilzunehmen?" fragte Varescu drohend.

„Durchaus nicht, königliche Hoheit!"

Der Journalist zersprang fast vor Lachen.

„Was soll Ihr Zwischenruf, bitte?"

„Ach Gott, ich bin ein armer geplagter Filmschriftsteller und schreibe an einem neuen Flimmerstück. Es ist reizend, zuckrig und rührend, mit einem Wort: herzzerbrechend. Nur der Titel machte mir noch Kopfzerbrechen. Ihre reizende Unterhaltung hat mir eine Idee gegeben: Ich werde es „Schlagsahne" nennen. Bezaubernd, wie?"

Peter Schott troff vor Spott, trank seinen Cobbler aus und verschwand.

„Unangenehmer Mensch", sagte Varescu, was ihm Lilli von Herzen bestätigte.

Dann beugte er sich plötzlich vor und betrachtete Lillis Füße, die sie gegen den Barstuhl gestemmt hatten.

„Ihre Schuhspange ist offen, Gnädige. Gestatten Sie, daß ich sie schließe."

Damit kniete er vor Lilli nieder, setzte ihren Fuß auf sein Knie und bastelte an der Spange herum.

(Fortsetzung folgt.)

Der schwarze Regen . . .

Skizze von **Hans Wörner**.

Als Wilson in das Tor der Farm einbog, war der Himmel über der weiten Steppe noch blau wie man ihn sich nicht schöner wünschen kann. Wilson hätte strahlen können über dieses Wetter, denn Sonnenschein war gerade das, was er für seine Maisfelder daheim gebrauchte. Aber Wilson strahlte nicht etwa, er hatte sogar ein sehr mürrisches Gesicht, und sein armer Gaul bekam viel von der verdrießlichen Laune seines Herrn zu spüren, als Wilson ihn an das Treppengeländer vor Castelbarcos Wohnhaus anband, viel zu kurz anband.

Natürlich begegnete Wilson schon auf der Treppe ausgerechnet dem Cowboy Maccisson, ausgerechnet ihm, der ihm auf Castelbarcos Farm am meisten im Wege war, den er im stillen haßte und dem er trotzdem ein sauersüßes Gesicht zeigen mußte. Maccisson griente und ging vorüber. Wilson zerdrückte eine Verwünschung zwischen den Zähnen und trat in das Haus ein.

Schließlich war es aber gut, daß er sich nicht lauter über Maccisson ausgedrückt hatte, denn im Vorraum saß Maud. Sie errötete, als sie Wilson sah. Und Wilson freute sich darüber, weil er das für ein gutes Zeichen für sich selbst hielt. Er kam garnicht auf den Gedanken, daß ein Mädchen ebenso erröten könne, wenn ein Fremder gerade ihrem besten Freunde die Türklinke in die Hand gibt. Er war eben doch dumm, der Farmmann Wilson.

Maud führte ihn sofort zu ihrem Vater. Sie beeilte sich merkwürdig dabei. Sie tat wirklich, als wisse sie nicht, wie sehr es Wilson begrüßen würde, eine Weile mit ihr allein zu sein. Vielleicht war er, in der Tür zu Castelbarcos Stube, gerade dabei, ihr etwas über diesen Punkt zu sagen. Er kam aber nicht dazu. Genau in diesem Augenblick nämlich setzte der schwarze Regen ein . . .

Wilson ging mit starren Augen quer durch das Zimmer und ohne Gruß an dem alten Castelbarco vorbei an das Fenster. Mauds Vater sah ihm nach, folgte seinem Blick, stieß den Stuhl um, auf dem er saß, und war mit zwei Schritten an dem gleichen Fenster. Maud tat einen kleinen Schrei. Man hörte ihre schmalen Reitstiefelchen auf den Dielen der oberen Treppe, hintereinander klappten zwei Türen, auf dem Farmhof stürmten zwei Boys vom Logis zur Küchenbaracke. Sie waren kaum dort verschwunden, da sah man auch nichts mehr von der ganzen Baracke. So dicht fiel der schwarze Regen . . .

Wilson und Castelbarco klammerten sich an das Fensterbrett, und man hätte sie auf den Kopf stellen können, man hätte kein Wort von ihnen gehört. Sie standen wie Pfähle, sie stierten hinaus, sie hatten Mühe, ihren Augen zu trauen. Draußen regnete es, es regnete in Strömen, in armdicken Strahlen, und dieser dick strömende Regen war bei allen guten Geistern kohlrabenschwarz . . .

Mauds Vater schüttelte den Kopf, unter seiner pergamentenen Stirnhaut stak kein Fingerhut von Blut. Seine Lippen bewegten sich, er fuhr sich mit der Hand an die Augen, als gebe es einen Spuck wegzuwischen. Er schielte zu Wilson hinüber, er sah, daß der Farmnachbar genau so fassungslos dastand. Und alles, was er fühlte und zu äußern hatte, faßte der alte Castelbarco dahin zusammen, daß er sagte, nach seiner Meinung schlage es auf der Welt jetzt dreizehn.

„Das ist das Ende dieses Landes!" flüsterte Wilson. „Das ist der Untergang! Sie können meine Farm geschenkt erhalten, wenn wir diesen Tag heil überleben. Das ist der schwarze Regen, also!" Der Farmmann hielt mit Sprechen inne und versuchte, seine Lippen zusammenzupressen, damit sie weniger stark zittern sollten. Er wollte nicht mehr hinaus sehen, er kam nur nicht mit den Augen davon frei. Es regnete, als stürze eine ewige Wasserwand vor dem Fenster herab, eine kohlrabenschwarze Wasserwand.

Wilson riß sich los. Er sah Castelbarco auf dem umgestürzten Stuhl kauern und wieder davon aufstehn. Er sah ihn zur Tür gehen, und zur gleichen Zeit sah er einen Trupp schweigender Männer in dieser Tür. Castelbarco nickte ihnen zu, und sie traten ein. Es war genau so, als sei ein Reverend auf der Farm und es werde eine Andacht gegeben. Aber niemand sprach ein Wort.

Die Männer sahen zum Fenster und drehten ihre Hüte in den Händen. Und plötzlich gaben sich zwei von diesen Männern die Hand und nickten sich zu. „Es war meine Schuld, Neff, es tut mir leid!" sagte der eine. Und der andere bekam Tränen in die Augen und wandte sich zur Seite. „Wir wollen uns überhaupt alle gegenseitig in Ordnung bringen, Jungens!" tönte Castelbarcos Stimme. „Es war in der letzten Zeit nicht anders zu machen mit dem Lohn, aber ich habe selbst bisweilen gedacht, daß es ein Hungergeld ist. Nichts für ungut!" sagte der Alte. Und einige traten auf ihn zu und schüttelten ihn an den Schultern und gaben ihm kleine Klapse auf die Backen, mit denen sie ausdrücken wollten, wenn es schon zu Ende gehe mit ihnen allen, so sei der Lohnstreit natürlich eine vergessene Sache und nicht mehr der Rede wert.

Draußen regnete es weiter, es regnete aus Dachluken, es regnete schwarz wie Tinte. Es gruselte einen, wenn man hinaussah. „Und ich für meinen Teil war dabei, Euch mit der neuen Bahnlinie Schwierigkeiten zu machen, wenn Ihr mir Euere Tochter nicht geben würdet!" gestand Wilson mit einem Blick auf das strömende Schwarz. „Ich sage es Euch, um mich davon zu entlasten!" Mauds Vater nickte. Er wäre gerade in diesem Augenblick fähig gewesen, seine Tochter in die Arme des Farmers Wilson zu legen, aber sie war nicht im Zimmer.

Einige der Männer lehnten sich an die Wand, einige hockten auf dem Fußboden und sahen still vor sich auf ihre Stiefel. Wilson lehnte sich an den Tisch, der Alte weinte ein bißchen. „Das wird, denke ich, bis zur Nacht so weitergehen, und ein einziger Donner wird das Ende beschließen. Ich wollte, ich hätte damals den Grenzer nicht so gut getroffen", murmelte jemand von den Männern an der Wand.

Niemand achtete darauf, jeder hatte mit seinen eigenen Gedanken zu tun. Sie saßen und standen und lehnten in der Stube herum. Sie schauten dem schwarzen Regen zu. Sie horchten auf das Gießen und Fluten auf dem Farmhof, auf das Schütten und Prasseln auf dem Dach. Sie warteten in dieser unheimlichen, blauschwarzen Dämmerung, einer seufzte, einer atmete tief. Und draußen rauschte der schwarze Regen.

Weil es bis auf dieses Rauschen recht still war, krachten Maccissons Stiefel besonders laut von der oberen Treppe und gegen die Stubentür. Maccisson trat ein, die Männer sahen kaum zu ihm hin. Und Maccisson stand schon vor dem alten Castelbarco, ehe der ihn recht sah. „Was ist mit euch los?" rief er laut. „Warum seid ihr alle so still? Denkt ihr nicht auch, daß man einen trinken sollte?" — „Nicht trinken, Mac!" wehrte Mauds Vater ab. — „Nicht trinken?" wiederholte Maccisson. „Wo es wirklich nicht alle Tage vorkommt, daß Euere Tochter sich mit mir verlobt!" Castelbarco sah auf, ein paar Männer in der Stube räusperten sich. Wilson tat einen Schritt nach vorn und faßte Maccisson an den Jackenärmel. Und deutete zum Fenster hinaus.

Er hätte dem Maccisson, diesem frisch verlobten und lächelnden Maccisson, den er im stillen gehaßt hatte, weil Maud diesem Burschen mehr Gelegenheit bot, als ihm selbst, er hätte mit ihm eine ernsthafte Ansprache gehalten. Aber der Cowboy kam ihm zuvor. „Wenn Ihr meint, daß es der bisher größte Erdölbrand im Sondengebiet von Oklahoma ist, der diese Regenwolke da ganz und gar verrußt hat, so habt Ihr recht!" sagte Maccisson und machte sich daran, einen Tisch mitten in die Stube zu rücken und mit Schemeln zu umstellen, damit er nun endlich zu einem Schluck auf seine Verlobung käme.

Ener allene!

Lustige Sache, mit viel Vorsicht erzählt
von **Hans Wörner**.

Da fahre ich in der U-Bahn.

Waren nicht viele Leute im Wagen. Abends um elf.

Mir gegenüber ein gemütlicher Dicker. Mit Melone und Samtkragen auf dem Mantel.

Auf der Querbank ein junges Mädchen und ein junger Mann. Waren vielleicht tanzen und waren bestimmt verliebt.

Rechts von mir noch ein paar Männer vom Straßenbau. Sprachen jedenfalls von Straßenbau.

Na schön.

Da hören die Männer auf, von Straßenbau zu sprechen. Und einer sagt: „Nanu!"

Ich gucke hin.

Die Männer vom Straßenbau gucken hin.
Und der Dicke guckt hin.
Alle gucken wir auf den Boden.
Ja, da ist ein Rinnsal!
Ein kleines Rinnsal!
Wo der Boden eine Delle hat, macht das Rinnsal einen kleinen See.
Wenn der Wagen bremst, schwabbt der See ein bißchen über, und es gibt wieder ein Rinnsal.
Und vor meinen Füßen wieder einen See.
Und an den Straßenbauern vorbei wieder ein kleines Rinnsal.
Und wir gucken so, wohin das Rinnsal läuft.
Solch kleines, gelbes Rinnsal!
Und wir gucken so hin.
Und dann gucken wir uns an!
Und dann gucken wir wieder hin.
Und dann gucken wir rückwärts an dem Rinnsal entlang.
Sozusagen stromaufwärts gucken wir.
Die Männer vom Straßenbau und der Dicke und ich.
An dem Rinnsal aufwärts, an mir vorbei, an dem Dicken vorbei, immer stromaufwärts.
Und da kommen wir bis an die Füße des jungen Mannes!
Der da auf der Querbank neben dem Mädchen sitzt.
Bis auf das rechte Hosenbein gucken wir.
Und dann gucken wir den jungen Mann an.
Und das Mädchen guckt den jungen Mann an.
Und das Mädchen bekommt einen roten Kopf, sozusagen einen Ballon.
Ich schüttele den Kopf, und der Dicke schüttelt den Kopf, und die Straßenbauer schütteln die Köpfe.
Und der junge Mann weiß gar nicht, wo er hingucken soll, und das Mädchen schämt sich zum Platzen.
Furchtbar ist das.
So mitten in der U-Bahn.
Abends um elf.
Einer von den Straßenbaumännern steht auf.
„Det jeht aba nun nich, junger Mann! Da wern wir beede man aussteijen, uff de nächste Station. Wern wer mal mitn Schaffner reden!“
Mensch!
„Ick bin det aba nich!“ meint der junge Mann.
„Aba natirlich!“
Nächste Station!
Schaffner kommt. Fährt ein Ende mit.
Der junge Mann wehrt sich, und der Schaffner wird unfreundlich. Denn das geht ja auch nicht. In der U-Bahn.
Wie?
Protokoll?
Das Mädchen weiß sich gar keinen Rat. Und alle stehen schon gegen den jungen Mann. Soll es doch nur schon zugeben. Kann ja mal passieren. Muß mal zum Arzt gehen. Ist doch heutzutage alles zu machen.
Bloß der Dicke sagt nichts.
Und wie ich mich umdrehe, warum er wohl nichts sagt, der Dicke, da guckt der wieder auf das Rinnsal!
Mensch, so ein Rinnsal!
Und da sagt der Dicke: „Aba, meine Herrn, det jeht ja jarnich! *Det kann ja eener alleene jarnich jewesen sind!*“
Und da gucken wir wieder alle auf das Rinnsal.
Und der Schaffner geht an dem Rinnsal entlang, sozusagen auf dem Treidelweg geht er, stromaufwärts.
Und da geht uns ein Licht auf!
Und der Dicke hat den Jungen gerettet.
Und es ist doch „eener alleene“!
Der Feuerlöscher in der Ecke ist es!
Der Feuerlöscher janz alleene.

Jürgen Wullenweber.

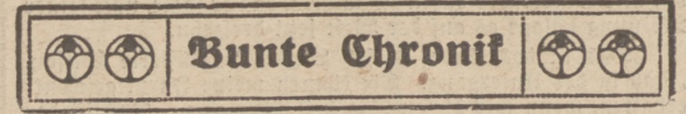
Von Carl Wehner.

Im Scheitelpunkt hanseatischer Wirtschaftsgröße und politischer Macht steht die Gestalt und das tragische Schicksal des Lübecker Bürgermeisters Jürgen Wullenweber. Er war der deutschen Hanse getreuester Sohn, wie er auch deren unglücklichster war. Als er im September des Jahres 1537 das Blutgerüst bestieg, da beendete das Richtschwert des Henkers nicht nur das Leben eines nordischen Staatsmannes, es war vielmehr, als hätte zu Wolfenbüttel der große hanseatische Städtebund selber das Haupt vor die Füße gelegt bekommen.

Wullenweber, einem Hamburger Kaufmanns- und Seefahrergeschlecht entsprossen, war als eifriger Verfechter der lutherischen Kirchenreformation bis zu den höchsten Ämtern Lübecks aufgerückt. Im Februar 1533 ist er einer der vier Bürgermeister dieses „hansischen Vororts“. Seine staatsmännische Kunst verfolgte zweierlei Ziele: er wollte dem Protestantismus im Norden zum Siege verhelfen, und wieder sollten die Macht der Hanse und die Handelspolitik der Kaufmannsstädte zum beherrschenden Faktor in Nordeuropa werden. So sehen wir ihn denn die protestantische Partei Dänemarks aktiv unterstützen, um den entthronten König Christian II. wieder in seine Rechte einzusetzen (die sogenannte „Grafenfehde“, im Bündnis mit dem Grafen Christoph von Oldenburg). Seine handelspolitischen Absichten richteten sich vor allem auf die Ausschaltung des direkten Handels, den die Niederlande, aber auch England mit der Ostsee und den skandinavischen Ländern betrieben.

Aber Jürgen Wullenweber rechnete mit einer Einigkeit und einer Willenssammlung in hanseatischen Kreisen, die es längst nicht mehr geben konnte. Zwei Jahrhunderte lang hatten Macht und Ansehen der deutschen Hanse mit auf dem Zwischenhandel beruht, den sie, unter Ausschluß Fremder, als Mittler zwischen Ost und West betrieb. In jenen Jahrhunderten waren die Handelskontore entstanden, darunter als wichtigste die zu Nischni-Nowgorod, Bergen, Brügge und London. Lübecks eigene Stadtgröße aber hatte darin gelegen, daß es erfolgreich einen Stapelzwang für den Güterverkehr nach Osten und Westen aufrecht hielt und die Führung in den siegreichen nordischen Kriegen übernahm. Die erstarkenden skandinavischen Nationalreiche hatten das Bild verändert. Immer mehr Vorrechte gingen verloren. Noch 1524 hatte Lübeck im Verein mit Danzig die Auflösung der skandinavischen (Kalmarer) Union zu erzwingen vermocht. Zehn Jahre später erwiesen sich unter Wullenweber die Machtmittel des Bundes zu klein, um die Seeherrschaft wieder an die Hanse zu bringen. In Lübeck erhob sich die Gegenpartei, unter dem einst grollend ausgewanderten, katholischen Bürgermeister Brömse. Am 7. Juli 1535 erließ das Reichskammergericht zu Speyer ein Exekutorialmandat, das die Rückgängigmachung der von Wullenweber getroffenen Neuerungen unter Strafe der Reichsacht verfügte. Dem Hansetag blieb nichts übrig, als sich dem Machtspruch zu beugen. Während Brömse im Triumph heimkehrte, nicht ahnend, daß er hinfort nur noch die Trümmer der Bundesmacht zu sammeln haben werde, reiste Wullenweber, neue Pläne schmiedend, zur Anwerbung von Landsknechten nach dem Lande Hadeln. Unterwegs ließ ihn der Erzbischof von Bremen verhaften und übergab den Gefangenen dem Herzog von Braunschweig. In Wolfenbüttel wurde dem letzten Hanseaten der hochnotpeinliche Prozeß gemacht. Das öffentliche Landgericht, das ihn am 24. September 1537 zu schmählichem Tode und zur Vierteilung seines Leichnams verurteilte, zieh ihn der Verräterei und Wiedertäuferei, Anklagepunkte, die von einer schreienden Ungerechtigkeit waren.

So starb Jürgen Wullenweber, der Hanse getreuester und unglücklichster Sohn, auf einem deutschen Blutgerüst. Unaufhaltsam war seitdem der Abstieg des mächtigsten Städtebundes des Mittelalters.



Eine Sonnenkultstätte unserer Ahnen.

Immer wieder enthüllt bei Grabungen der deutsche Boden Schätze und Bauten aus frühgeschichtlichen germanischen Zeiten, die ein lebendiges Bild von der Kultur unserer Ahnen geben. Kürzlich fand man in Nordschleswig eine altgermanische Sonnenkultstätte. Sie besteht aus acht im Kreis angeordneten Steinaltären, in deren Mitte sich ein riesiger Schalenstein erhebt. Das Alter dieser Sonnenkultstätte, deren Freilegung dem Museumsdirektor Raben aus Sonderburg zu danken ist, wird von diesem auf rund 4000 Jahre geschätzt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.